

Zeitschrift: Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire
Band: 16 (2009)
Heft: 1

Artikel: Ein Tellensohn in Paris : Form, Normalisierung und Gewalt in einem Brief an die "Liebe Marta"
Autor: Bänziger, Peter-Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-99805>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Tellensohn in Paris

Form, Normalisierung und Gewalt in einem Brief an die «Liebe Marta»¹

Peter-Paul Bänziger

Am 16. April 1985 setzte sich H. S.² an seine Schreibmaschine und verfasste einen Brief an Marta Emmenegger alias «Liebe Marta», die bekannte Sex- und Beziehungsratgeberin des *Blicks*. Er tat dies nicht zum ersten Mal: aus den Jahren 1982 und 1984 sind zwei formal ganz ähnliche Texte von ihm überliefert. Immer geht es um einen Freund oder eine Freundin, die sich angeblich nicht trauten, selbst an die Ratgeberin zu schreiben.³ Diese drei Briefe sind Teile eines Quellenkorpus, der die überlieferten Dokumente aus dem Umfeld der Kolumne der «Lieben Marta» enthält. Insgesamt generierte deren Tätigkeit in den Jahren zwischen 1980 und 1995 schätzungsweise 25'000 Dokumente, von denen heute noch circa 17'000 erhalten sind. Dazu zählen neben den 3848 Kolumnen rund 7000 Briefe von LeserInnen wie H. S. sowie die Durchschläge der etwa 5000 persönlichen Antworten, welche die Redaktion den Ratsuchenden zustellte. Hinzu kommen zahlreiche Gesprächsnotizen sowie einzelne Korrespondenzen, beispielsweise mit ÄrztInnen, TherapeutInnen oder im Zusammenhang mit öffentlichen Auftritten Emmeneggers. Ebenfalls enthalten sind einige Dutzend Kopien von Kolumnen, die Emmeneggers Nachfolgerin Eliane Schweitzer in den Jahren 1996–2007 auf der Basis von Briefen aus den 1980er- und frühen 90er-Jahren verfasste. Da der Korpus uneingeschränkt für die Forschung zugänglich ist, dürfte er im deutschsprachigen Raum bislang einzigartig sein.⁴ Neben Fragestellungen der Körper-, Sexualitäts- oder Mediengeschichte bieten sich die Quellen auch für Untersuchungen im Zusammenhang mit der «Therapeutisierung der Gesellschaft» an, wie ich im Folgenden ausgehend vom erwähnten Text von H. S. zu zeigen versuche.

Der konkrete Anlass für den Brief war eine Kolumne der «Lieben Marta». Ein gewisser Renato fühlte sich darin zu Unrecht von seiner Frau beschuldigt, «unnatürlichen Sex» gewollt zu haben.⁵ Auf die hier implizit anklingende Frage nach der «Normalität» bestimmter sexueller Praktiken ging die Ratgeberin jedoch nicht ein. Stattdessen besprach sie die Handlungsdynamiken innerhalb von intimen Beziehungen und sah wenig Hoffnung für Renato. Es sei halt so, dass viele Männer gar nicht merkten, dass ihre Partnerinnen oftmals nur mitmachten, «um

den Göttergatten zufriedenzustellen» und dass dann irgendwann «der Kragen platzt». Sie scheint Renato kein Wort geglaubt zu haben, während sie eindeutig Stellung für die Frauen bezog. Diese Darstellung bildet den Hintergrund für das Anliegen von H. S. Er inszenierte sich im ersten, die eigentliche Darlegung der Sachlage rahmenden Teil seines Briefes als fürsorglicher Freund, der sich um das Wohlergehen der Ehe von Beate und Beat kümmert.

«Geliebte Marta! Sehr verehrte Frau Kollegin!

Beide Anreden sind ehrlich und offen. Noch jedesmal wird die Leserseite, mit den einmal grösseren, dann wieder kleineren Sorgen von Herrn und Frau Schweizer zur Intimzeit verfolgt. Und noch jedesmal gibt es eine Aufregung, wenn die Moralisten in irgendeinem Kanton der «Lieben Marta» wüst sagen. Sie wollen es nur noch einmal und noch eine Nuance deutlicher lesen – diese Heuchler.

Nachdem Sie meinen Einsendungen noch stets ein gutes Prädikat gaben – anscheinend weil sie aufgrund beruflicher Kontakte eben lebensecht und durch Kollegen verbrieft waren – versuche ich es heute von Neuem: Fürsprech für eine Frau in den besten Jahren zu sein, die ihre liebe Not, plus Überwindung, mit der französischen Art hat. Wie der Gatte behauptet.

Bei der Schilderung voller Vertrauen wurden auch Formulierungen verwendet, die der Beischläfer verwendet, wenn seine Gattin nicht schnellstens in die gewünschte Lage kommt und sich erst noch für die Art schämt. Es waren Worte, die ich nicht im Text schreiben konnte. Zu glauben ist der Frau, im besten vorgeschrittenen Alter, dass es ihr einer Demütigung gleicht, wenn der Partner noch stets Nacken und Kopf rechtshändig beugt und Beate sich in der Tat nach Normallage sehnt. Es versteht sich, geliebte Marta, dass ich ihr, weil mit ihm und mit ihr seit Jahren bestens befreundet, nicht einen Ausgleich angeboten habe, um das Selbstvertrauen wieder herzustellen.

Nachdem Sie, aufmerksamer Weise, zwei Fragen an die «Liebe Marta» in Ihrem wertvollen Buch⁶ verwendeten, denke ich, dass Sie Beate eine aufmunternde Antwort geben. Dergestalt, dass «diese Stellung» wie sie sich deprimiert ausdrückt, mehr praktiziert wird, als sie ahnt und der Göttergatte⁷ sicherlich eines Tages von dieser Art gesättigt ist und zu der herbeigesehnten Normallage zurückfindet.

Um eines bittet Sie Beate recht sehr – um Gotteswillen nicht in der Frage von Beate aus Thun schreiben. Das wäre wahrscheinlich der Weltuntergang. In aller Wertschätzung Ihr

H. S.»⁸

Es gibt zahlreiche Personen, die im Namen anderer schrieben. Die Ratgeberin war davon nicht immer begeistert. So antwortete sie H. S. mit einigen Monaten Verspätung, dass sie ihm schon zweimal «auf ähnliche Fragen geantwortet» habe

und sich nicht wiederholen wolle: «Es wäre mir lieber, die Frau würde selbst schreiben. Vielleicht können Sie sie dazu ermutigen.»⁹ Sie forderte ein, was Philippe Lejeune den «autobiografischen Pakt» nennt. Es handelt sich dabei um eine sozial ausgehandelte und im Allgemeinen implizit bleibende Übereinkunft zwischen den VerfasserInnen von autobiografischen Texten und ihren LeserInnen. Der Pakt spricht Erzählungen dann Authentizität zu, wenn es sich bei Ersteren um real existierende Personen handelt, die gleichzeitig mit der Erzählinstanz identisch sind.¹⁰ Auf die vorliegende Situation der Ratgeber-Kommunikation übertragen, bedeutet dies: Wer einen Rat sucht, muss über sich selbst schreiben, um nicht Gefahr zu laufen, für unglaubwürdig gehalten zu werden. Der autobiografische Pakt hilft auf einer formalen Ebene zu garantieren, dass es sich um «echte» Probleme realer Personen handelt. Die «Liebe Marta» zögerte in Zweifelsfällen denn auch nicht, die Existenz der Schreibenden im Telefonbuch zu überprüfen und Verstösse gegen den Pakt gegebenenfalls in der Kolumne zu denunzieren. Das Medium konnte damit einerseits der verbreiteten Meinung entgegen treten, die Briefe der Ratsuchenden seien bloss erfunden. Andererseits erlaubte der Verweis auf die Authentizität auch, «extreme» Geschichten in der Zeitung wiederzugeben: Was sich tatsächlich in den Betten von Frau und Herrn Schweizer ereignete, brauchte nicht verschwiegen zu werden.

H. S. versties insofern gegen den Pakt, als er im zweiten Teil seines Textes die betroffene Beate sprechen liess. Er gab seinen LeserInnen damit einen ersten Hinweis dafür, dass er selbst möglicherweise nicht wahrhaftig schrieb. Den Wechsel der Erzählinstanz verdeutlichte er auch formal, indem er einen Brief im Brief fingierte, der die wesentlichen Merkmale dieser Gattung – Anrede, Einleitung, Hauptteil, Schluss und Unterschrift – enthält. Weitere formale Merkmale, die für die mangelnde Authentizität seiner Erzählung sprechen, sind allerdings bereits im ersten Teil seines Textes zu finden: in der Anrede und weiteren rhetorischen Kniffen. So war er nicht in der Lage, ReferentInnen anzugeben, die auf überprüfbare Weise hätten beglaubigen können, dass er tatsächlich ein «Kollege» war. Die angeführten «beruflichen Kontakte» und die «Kollegen», welche dies «verbriefen» sollten, bleiben unsichtbar. H. S. masste sich somit eine Rolle an, die ihm nicht zustand. Sein Hinweis, «nicht einen Ausgleich angeboten» zu haben, etabliert ihn gerade nicht als besonnenen Berater, sondern lässt ihn endgültig als unseriös erscheinen. Zusammen mit dem auch von der «Lieben Marta» wahrgenommenen Umstand, dass es sich nicht um seinen ersten Brief dieser Art handelt, muss der Eindruck entstehen, dass er alles bloss erfunden habe. Es gelingt dem Text nicht, diesen Verdacht zu entkräften.

Luc Boltanski und Laurent Thévenot haben vergleichbare formale Schnitzer anhand von Briefen an den *Monde* systematisch untersucht. Sie argumentieren, dass sie von der Redaktion implizit als Kriterien verwendet wurden, um die

«Normalität» der VerfasserInnen und die Berechtigung ihrer Anliegen zu beurteilen.¹¹ Bei der «Lieben Marta» spielten diese Kriterien hingegen nur dann eine Rolle, wenn sie zum Verdacht Anlass boten, dass der autobiografische Pakt nicht eingehalten wurde. Für RatgeberInnen wie sie ist nicht von Bedeutung, ob jemand «normal» ist, da es sich nicht um öffentliche, sondern um höchst private Angelegenheiten handelt. Peter Fuchs hält fest, dass die einzige unhintergehbare Bedingung für Beratung darin liege, dass die Beratenen überhaupt adressiert werden können und dass sie in der Lage sind, auf die Vorschläge zu reagieren.¹² Es geht also schlicht um die Ansprechbarkeit und die Fähigkeit sich mitzuteilen. Die «Liebe Marta» brauchte sich also nicht um jene Kriterien zu kümmern. Interessanterweise steht ihr Beharren auf Authentizität in den meisten Fällen auch in keiner direkten Beziehung zum Anliegen selbst. Sie wusste, dass es sich beim vorliegenden um ein Problem handelte, das viele betraf. In diesem Sinn war es durchaus authentisch.¹³ Als Ratgeberin hätte es ihr deshalb egal sein können, ob der konkrete Fall fiktiv war oder nicht. Als Journalistin jedoch musste sie auf dem autobiografischen Pakt beharren, auch wenn es sich bei der eigentlichen Schilderung des Problems um eine gute Story handelte:

«Liebe Marta!

Mir fällt ein Stein vom Herzen. Ein Ausländer, und noch dazu mit Renato zum Vornamen, nimmt mir alle Scheu, mich auch einmal an Dich zu wenden. Bisher widerstrebte es mir, weil ich zu sehr auf die Füdlibürger hörte. Bei mir ist es, im wahrsten Sinne des Wortes, genau umgekehrt. Noch jedesmal, wenn Beat – jetzt 56 Jahre – und ich, Beate, in diesem Jahre 52 Jahre alt, gegenseitig harmonieren, will der Gatte seit neuestem die französische Art. Sagt Beat, ich, Beate, nenne es Hundearbeit. Aber weil es schön bis zufriedenstellend ist, füge ich mich. Nun aber braucht es einige Zeit, bis Beat, wie mein Mann zu meinem Entsetzen sagt, seinen Torpedo «abfeuern» kann. Immer und immer wieder muss ich mich beugen und wenn es dann funkt, den Kopf tief auf dem Kissen halten. Beat hilft sofort nach, wenn ich, berechtigterweise, nach Luft schnappe. Wie gesagt, ich füge mich diesem französischen Gerangel, aber die Normallage ist mir lieber. Da funkt es prima. Immer wenn ich tags darauf in der Stadt das Liebesleben bei den Vierbeinern sehe, wende ich mich ab. Natürlich kommt Scheidung nicht infrage, aber, liebe Marta, was brauchst es, um diesen Tellensohn sein Pariser Vorbild wieder abzugewöhnen? Wenn Beat soweit, will ich ihn sehen und auf mich ziehen. Ist das so absurd?

Beate»

Die Eheleute hatten grundlegend unterschiedliche Vorstellungen über sexuelle Praktiken und wie sie in das eheliche Sexleben einzubeziehen seien. Ich möchte

mich hier nicht darüber aufhalten, was genau mit «französisch» und «Hundeart» gemeint sein könnte; interessant an diesen Metaphern ist vielmehr, dass sie für zwei unterschiedliche Linien in Beates Argumentation stehen. Einerseits versucht sie – immer in den Worten von H. S. –, die Praktik über den Vergleich mit Tieren als das Andere des Menschlichen darzustellen. Sie appelliert an ihren Ehemann als «Kulturmenschen», der sich nicht auf die Ebene der rohen Instinkte hinab begeben soll. Frankreich und Paris andererseits stehen für das menschliche Andere, das unüberbrückbare «kulturelle Unterschiede» bezeugt. Es ist «unschweizerisch» und gebührt sich daher nicht für einen echten «Tellensohn». Der Sex wird damit zum Schauplatz der Konstruktion von nationaler Identität – eine Tendenz, die auch in den Kolumnen der «Lieben Marta» nachgezeichnet werden kann.¹⁴

Für Beate allerdings dienen diese Metaphern nicht in erster Linie dazu, eine Identität zu konstruieren, sondern sie stellen Taktiken dar, die Übergriffe durch ihren Ehemann abzuwehren. Auch wenn der Text in humoristischer Leichtigkeit daherkommt: Was hier geschildert wird, ist das Gegenteil jener auf einer Ethik verbaler Aushandlungsprozesse basierenden Partnerschaft, die in den letzten Jahrzehnten zum hegemonialen Modell zwischenmenschlicher Beziehungen aufgestiegen ist.¹⁵ Mit den Ausdrücken «Demütigung», «rechtshändig beugt» et cetera vermag der Verfasser kaum den gewalttätigen Aspekt der Handlungen von Beat zu kaschieren. Die Verweise auf das Tierreich und das Ausland sind vor diesem Hintergrund genau so wie der Einbezug Dritter (Freunde, Ratgeberin) als mehr oder weniger prekäre Versuche Beates zu lesen, ihren Status als handlungsfähiges Subjekt angesichts der rohen Gewalt ihres Mannes nicht ganz zu verlieren. Die darin anklingende Frage nach dem Status der Beteiligten steht im Zentrum von Sharon Marcus' viel beachteter Theoretisierung sexualisierter Gewalt. "We must distinguish", so schreibt sie, "sexualized violence from subject-subject violence. Sexualized violence anticipates and seeks its target's subjection as a subject of fear, defenselessness, and acquiescence to injury. In subject-subject violence, each interlocutor expects and incites violence in the other, whereas in sexualized violence women are excluded from this community of violence."¹⁶ Das Beispiel von Beate zeigt, dass die von einer Frau nach wie vor erwarteten «passiven» Verhaltensweisen – sich «fügen» und sich nicht scheiden zu lassen¹⁷ – solche Gewaltverhältnisse fördern. Und wenn H. S. die Ratgeberin bittet, Beate zu sagen, dass ihr Mann «sicherlich eines Tages von dieser Art gesättigt» sei, so nimmt er eine alte Vorstellung wieder auf, nach der Frauen Geduld haben und ihren Männern die gelegentlichen Ausfälle verzeihen sollten. Vor diesem Hintergrund ist es der «Lieben Marta» hoch anzurechnen, dass sie in der Antwort auf das Anliegen Renatos deutliche Worte fand: «Aber Du wärest nicht der erste [...] Mann, der es los hat, einer Frau die eigenen Wünsche unterzujubeln, bis sie fast selbst glaubt, das sei es, was ihr

fromme.» Sie forderte immer wieder, dass insbesondere die Männer zu lernen hätten, dass sexuelle und andere Praktiken innerhalb von Beziehungen zuerst aushandelt werden müssen. Damit fungierte sie als wichtige Multiplikatorin des partnerschaftlichen Modells in der Schweiz.

Beats Wünschen hingegen kam eine andere historische Verschiebung entgegen: die zunehmende Akzeptanz ehemals moralisch verurteilter Handlungen in breiten Bereichen der Gesellschaft. Aufzeigen lässt sich dies am Beispiel der unterschiedlichen Begriffe von «Normalität», die im Text auf einander treffen. Einerseits jene ältere Begrifflichkeit, die der Verfasser Beate in den Mund legte. Dazu gehören zunächst normative, auf die «Tradition» bezogene Vorstellungen wie die Bemerkungen über den «Tellensohn» und die «Hundeart». Die «Normallage» hingegen scheint weniger auf Normen als auf Normalität zu verweisen. Sie ist im Vergleich zu anderen möglichen Lagen jene, die *man* ausübt. Die «normale» Sexualität ist in dieser Sichtweise nicht mehr jene, die von der Tradition oder von moralischen Instanzen legitimiert ist; «normal» ist, was alle tun: die heterosexuelle vaginalen Penetration, für welche sich der Mann auf seine Partnerin legt und die beiden sich in die Augen schauen: «[...] will ich ihn sehen und auf mich ziehen.»

Beat andererseits, dessen Sichtweise im ersten Teil des Briefes behandelt wird, wünschte sich, eine neue sexuelle Praktik auszuprobieren. Sein zentrales Argument lautete, dass sie «mehr praktiziert wird, als sie ahnt». Akzeptierbar waren für ihn nicht mehr nur jene Handlungen, die auch *alle anderen* verrichten. Vielmehr argumentierte er, dass alle jene Praktiken «normal» sind, die *auch andere* ausüben. Was viele oder auch nur einige tun, kann so falsch nicht sein. Jürgen Link hat solche argumentativen Strategien mit dem Begriff des «flexiblen Normalismus» beschrieben. Normalität beziehe sich heutzutage in der Regel nicht mehr auf einen einzelnen, «protonormalistischen» Durchschnittswert oder gar eine von vorne herein festgelegte Norm, sondern auf all jene Handlungen, die innerhalb des Bereichs der statistischen Normalverteilung liegen.¹⁸

Diese Entwicklung lässt sich im Bereich der Sexualität bis in die Nachkriegszeit zurückverfolgen. Mit Alfred Kinseys Berichten über das männliche und weibliche Sexualverhalten hatte sich der Bereich «normaler» Sexualität bereits seit den späten 1940er-Jahren enorm ausgeweitet. Kinsey hatte aufgrund von Tausenden von Interviews gezeigt, dass etwa gleichgeschlechtliche Kontakte oder anale und orale sexuelle Praktiken in den USA der Nachkriegszeit viel weiter verbreitet waren, als in der öffentlichen Diskussion vermutet worden war.¹⁹ Kinseys Arbeiten wurden auch in Europa breit debattiert. In den 1960er-Jahren konnte die «sexuelle Revolution» auf diese Vorarbeiten bauen. Was nun in aller Öffentlichkeit gezeigt wurde, war nicht mehr wirklich schockierend, da die Sexualwissenschaft bereits bewiesen hatte, dass es in den Schlafzimmern

längst nicht so «gesittet» zu und her ging. Im Zusammenhang mit Aids und HIV kam es dann in den 1980er-Jahren zu einer scheinbaren Rückwendung zu alten Normen hin, weg von Promiskuität und vielfältigen sexuellen Praktiken. Die normalisierende Tendenz liess sich jedoch nicht lange aufhalten und letztlich erwies sich das für die Präventionsarbeit notwendige explizite Sprechen über Praktiken als eigentliche Normalisierungsmaschine. Am Ende des Jahrzehnts, also nicht lange nachdem H. S. seinen Brief geschrieben hatte, waren zumindest orale und anale Praktiken «normal» geworden.²⁰ Moralisch verurteilt werden heute eigentlich nur noch sexuelle Handlungen mit Kindern.

Das alles bedeutet allerdings nicht, dass der Sex nun als langweilig betrachtet worden wäre. Zumindest zu seiner Zeit konnte H. S. davon ausgehen, dass nach wie vor ein beträchtlicher Markt für explizite Darstellungen sexueller Handlungen und für Einblicke in intime Beziehungen bestand. Besser als er hätte auch Michel Foucault sein Argument gegen die «Repressionshypothese»²¹ nicht in Worte fassen können: «Sie wollen es nur noch einmal und noch eine Nuance deutlicher lesen – diese Heuchler.» Heute allerdings sind «die Heuchler» fast verschwunden. Das Internet und die zahlreichen Talkshows im Fernsehen bringen die verschiedenen Facetten des Intimlebens in jedes Wohnzimmer und machen so auch die unglaublichsten Geschichten «normal». Die Dokumente aus dem Quellenkorpus der «Lieben Marta» erscheinen vor diesem Hintergrund als sprechende und widersprüchliche Zeugnisse jenes massiven Umbruchs in den Intimverhältnissen, der in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts stattfand. Sie erlauben einen vielschichtigen Einblick in die Art und Weise, wie sich die ZeitgenossInnen über ihre Körper und Beziehungen äussern konnten.

Anmerkungen

- 1 Der vorliegende Beitrag entstand im Zusammenhang mit der Arbeit an meiner im Sommer 2008 bei Philipp Sarasin und Marie-Luise Angerer eingereichten Dissertation («Trauriger Sex. Körper, Beziehungen und Beratung im späten zwanzigsten Jahrhundert: eine Archivanalyse»). Dabei handelt es sich um einen Teil des vom schweizerischen Nationalfonds finanzierten Forschungsprojekts «Liebe Marta. Ratgeberkommunikation und die mediale Konstruktion sexueller Selbstverhältnisse im <Blick> (1980–1995) und in aktuellen Internetforen» an den Universitäten Zürich und Basel.
- 2 Alle Eigen- und Ortsnamen wurden anonymisiert.
- 3 Vgl. Archiv der «Lieben Marta» (im Folgenden LM), Nr. 1730, 12. 2. 1982, und Nr. 1733, 15. 10. 1984.
- 4 In Frankreich wird seit Mitte der 1990er-Jahre der vergleichbare Korpus von Menie Grégoire untersucht. Vgl. u. a.: Dominique Cardon, Smäin Laacher, *L'intimité radiophonique. L'émission de Menie Grégoire (1967–1981)*, Brochure éditée par les Archives contemporaines d'Indre-et-Loire 1994; Dominique Cardon: «<Chère Ménie>: Emotions et engagements de l'auditeur de Ménie Grégoire», in: *Revue Réseaux* 70 (1995), 41–78; Marie-Véronique Gauthier: *Le cœur et le corps. Du masculin dans les années soixante. Des hommes écrivent à Menie Grégoire*, Paris 1999.

- 5 LM, Nr. 12802, 13. 4. 1985.
- 6 Marta Emmenegger, *333 Briefe zu Liebe und Sex*, Zofingen o. J. [1983].
- 7 Man beachte die direkte Referenz dieses Wortes auf die Kolumne.
- 8 LM, Nr. 1735, 16. 4. 1985. Die Orthografie entspricht dem Original.
- 9 LM, Nr. 1736, 26. 9. 1985.
- 10 Vgl. Philippe Lejeune, «Le pacte autobiographique», *Poétique* 4 (1973), 137–162.
- 11 Vgl. Luc Boltanski, *L'amour et la justice comme compétence. Trois essais de sociologie de l'action*, Paris 1990; Luc Boltanski, Laurent Thévenot, *De la justification. Les économies de la grandeur*, Paris 1991.
- 12 Vgl. Peter Fuchs, «Die magische Welt der Beratung», in Rainer Schützeichel, Thomas Brüsemeister (Hg.), *Die beratene Gesellschaft. Zur gesellschaftlichen Bedeutung von Beratung*, Wiesbaden 2004, 239–258, hier 249 ff.
- 13 Vgl. dazu Stefanie Duttweiler, Peter-Paul Bänziger, ««Chère Marta, j'ai un problème». La mise en mots du malaise sexuel dans le courrier du cœur», *Revue des Sciences Sociales* 36 (2006), 108–115.
- 14 Vgl. Annika Wellmann, *Binationale Paare und die Konstruktion nationaler Sexualitäts- und Beziehungsnormen in einer schweizerischen Ratgeberrubrik 1980–1995*, Vortrag im Rahmen der 12. schweizerischen Tagung für Geschlechtergeschichte, Basel, 7. 9. 2007.
- 15 Vgl. u. a.: Anthony Giddens, *Wandel der Intimität. Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften*, aus dem Englischen von Hanna Pelzer, Frankfurt a. M. 1993; Gunter Schmidt, *Das Verschwinden der Sexualmoral. Über sexuelle Verhältnisse*, Hamburg 1996; Volkmar Sigusch, *Neosexualitäten. Über den kulturellen Wandel von Liebe und Perversion*, Frankfurt 2005.
- 16 Sharon Marcus, «Fighting Bodies, Fighting Words: A Theory and Politics of Rape Prevention», in Judith Butler, Joan W. Scott (Hg.), *Feminists Theorize the Political*, New York 1992, 385–403, hier 396.
- 17 Als H. S. seinen Brief verfasste, galt noch das alte patriarchale Eherecht. Ein neues Scheidungsrecht, welches die finanzielle Benachteiligung von Frauen behoben hätte, wurde damals erst diskutiert.
- 18 Vgl. Jürgen Link: *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird*, 3., ergänzte, überarbeitete und neu gestaltete Auflage mit zahlreichen Grafiken und Schaufeln, Göttingen 2006, 51 ff.
- 19 Vgl. Alfred C. Kinsey, Wardell B. Pomeroy, Clyde E. Martin, *Sexual Behaviour in the Human Male*, Philadelphia 1948; Alfred C. Kinsey et al., *Sexual Behaviour in the Human Female*, Philadelphia 1953.
- 20 Vgl. Peter-Paul Bänziger, ««Aids: Der Anfang einer neuen Seuche». Schreiben über HIV und Aids in Schweizer Medien, 1983–2005», in Bundesamt für Gesundheit (Hg.), *Ohne Dings kein Bums: 20 Jahre Aids-Arbeit in der Schweiz*, Baden 2005, 138–151.
- 21 Vgl. Michel Foucault, *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit. Erster Band*, übersetzt von Ulrich Raulff und Walter Seitter, 12. Aufl., Frankfurt a. M. 2001.